WerkstattGeschichte 6, Ergebnisse Verlag, Hamburg 1993, S. 77-80

Krieg – Männer – Frauen – Gewalt

Kurztagung zur historischen Frauenforschung, TU Berlin, 28./29. Mai 1993

Wer erinnert sich nicht an jenen Freitag, an dem die Brandenburgische Sozialministerin, Regine Hildebrandt, vor laufenden Kameras »ausrastete«, nachdem fünf Herren und zwei Damen – alle in Purpurrot gewandet – das auf Initiative von Frauen parteienübergreifend zustandegekommene Abtreibungsgesetz vom Tisch gewischt hatten mit der Begründung, es sei nicht verfassungsgemäß? Am Nachmittag jenes denkwürdigen Freitages, an dem alle SchützerInnen des »ungeborenen Lebens« sich auf die Schulter klopfen konnten, eröffnete Prof. Karin Hausen (Institut für Geschichtswissenschaften /TU Berlin) eine Tagung, die nun zum fünften Mal im Rahmen ihres (inzwischen 'traditionellen') Sommercolloquiums zur Historischen Frauenforschung stattfand.

Fünfzig Frauen und drei Männer waren trotz der kaum faßbaren Verkündigungen am Morgen gekommen, um in der Diskussion mit sieben geladenen Referentinnen das Themenkaleidoskop »Krieg–Männer–Frauen–Gewalt« zum Schillern zu bringen.

Ein aktuelles Skandalon stand im Erkenntnisinteresse der beiden Eingangsreferate: Gabriella Schubert, die auf dem Weg zur Tagung alltägliche Gewalt in Gestalt eines Autounfalls »erfahren« hatte, ging unter dem Titel »Heldentum auf dem Balkan. Mythos und Wirklichkeit« auf die soziokulturellen Hintergründe der Kriegsführung im ehemaligen Jugoslawien ein. Zur »Normalität« dieses Krieges gehören bekannterweise systematische Massenvergewaltigungen und Zwangsschwängerungen von Frauen besiegter Ethnien durch die männlichen Angehörigen der siegreichen Truppeneinheiten. Der Mehrzahl der TeilnehmerInnen fiel es schwer, ihrer These zu folgen, wonach diese Vergewaltigungen im Prinzip nicht gegen »die Frau« bzw. »Frauen«, sondern vorrangig gegen die besiegte Männergruppe gerichtet seien. Ob die anhaltende Skepsis tatsächlich nur einer aus geschlechtsspezifischer Betroffenheit erwachsenen Par-

teilichkeit geschuldet war, blieb offen. Obwohl auch Carola Lipp, die zweite Referentin zu diesem Komplex, betonte, daß die Massenvergewaltigungen im Kontext eines »männlichen Ehrsystems von Hirten- und Kriegergesellschaften« begriffen werden müssen, blieben Zweifel an der damit behaupteten ungebrochenen Gültigkeit einer vormodernen Mentalität in einer vergleichsweise modernen Gesellschaft (als solche wurden die Gebiete des ehemaligen Jugoslawiens allgemein eingeschätzt) unausgeräumt. Nichtsdestotrotz scheinen mir die von Schubert und Lipp aufgestellten Thesen neue Orientierungen für Frauenforscherinnen zu bieten, die über Massenvergewaltigungen von Frauen in Kriegszeiten, also auch denen, die 1945 in Deutschland von Rotarmisten verübt wurden, arbeiten.

Regina Schulte, die dritte Referentin jenes angeblich verfassungsredlichen Freitags, berichtete über das passionierte Kriegstreiben von Frauen, wie es ihr bislang entgegentrat in Tagebüchern von Krankenschwestern. Sie ging der Frage nach, warum Krankenschwestern, darunter auch adlige Damen, ihren Einsatz in Frontlazaretten während des ersten Weltkrieges als einzigartige Möglichkeit der Selbstverwirklichung in synchron geführten Tagebüchern inszenierten. Entsprechend deprimiert schrieben sie dort, als der Krieg nach mehr als vier Jahren zu Ende war. Frustrierender als die mittellose Pflege von gliedamputierten und vom Gasbrand zerfressenen Männerleibern scheint für diese Fronttagebuchschreiberinnen die Aussicht gewesen zu sein, in enge, durch repressive Reglements und demütigende Hierarchien geprägte Mutterhäuser zurückkehren zu müssen. Nicht minder schwer schien ihnen der Abschied von einer zu Kriegsbeginn geäußerten und zu guter letzt doch unerfüllt gebliebenen Größenphantasie, ganz Europa zu »einer großen Krankenstation machen« zu können!

Obwohl engagiert um Entmystifizierung der »weißen Engel« bemüht, zeigte die Referentin eine befremdende Tendenz zur Idealisierung entgrenzter Arbeitseinsätze (»Durchhalten«) unter den depravierenden Bedingungen der Frontlazarette. In der weiteren Diskussion wurde die Affinität zwischen der auf Verdiensturkunden des Internationalen Roten Kreuzes ausgestalteten Bildsymbolik (einer Mischung aus Pieta-, Germania- und Dominamotiv) und der schriftlichen Selbstdarstellung der Frontkrankenschwestern betont: Das Kriegslazarett wird in beiden Quellen als »Feld« begreifbar, das Frauen (welche in Friedenszeiten extrem eingeschränkt und gedemütigt wurden) entgrenzte Möglichkeiten des Ausagierens von Machtphantasien bietet, wobei kurz und klein geschlagene Kriegerleiber die wehrlosen Objekte dieser destruktiven Subjektentfaltung darstellen. In welchem Maß waren die auf Papier entfalteten Frauenphantasien realitätsmächtig, inwieweit beherrschten sie den leidvollen Lazarettalltag der Kriegsopfer tatsächlich? Eine Klärung dieser Frage setzt mit Sicherheit nicht – wie eingewandt wurde – eine Heranziehung weiterer Tagebücher voraus. Sinnvoller schiene mir eine Analyse, die nicht bloß an den Inhalten sondern auch an der Textstruktur der Tagebücher ansetzt. Auf diesem Weg könnte sicher auch Aufschluß darüber zu gewinnen sein, was es auf sich hat mit all jenem, laut Regina Schulte schier Unfaßbaren, »was Schwestern über Schwestern« in ihre Diarien einschrieben.

Wenn hierzulande Ladenöffnungszeiten bestünden, die etwas freundlicher wären zu alleinlebenden KonsumentInnen, könnte ich nun über Thesen und Diskussion des Vortrags der Literaturwissenschaftlerin Iris Denneler berichten, die am frühen Samstagmorgen unter dem Titel »Wenn ihr euch totschlagt, so war es ein Versehen« über Heinrich von Kleist und dessen Sprache der Gewalt referierte. Stattdessen kann ich etwas ausführlicher auf das zweite Samstagsreferat eingehen: Im Rahmen eines brillianten Diavortrags führte Viktoria Schmidt-Linsenhoff aus, »Warum aus Eva Heinz wird«. Sprachgewitzt zeichnete sie nach, wie sich die Inszenierungen der Bewegungsspielräume von Frauen in nationalsozialistischen Medien im Laufe des zweiten Weltkriegs veränderten. En detail arbeitete sie eine zunehmende Verschiebung von einer sozialtechnisch orientierten zur Geschlechter-Symbolik heraus: Einerseits wurden (junge) Frauen ins Bild gesetzt, welche die infolge Einberu-

fungen freigewordenen Plätze in den kriegswichtigen (Männer)Industrien einnahmen und – buchstäblich vor die Nase älterer, (noch) nicht mehr fronteinsatzfähiger Männer gesetzt – Ruder bzw. Steuer von Flugzeugen und Motorrädern übernahmen. Andererseits fanden sich die neuen Handlungsmöglichkeiten der zu Hause gebliebenen Frauen ins rechte Licht gerückt durch die Präsentation als einzig dem Manne gewidmete Dienste an der Heimatfront. In Bildern wie jenem, das zwei feminin gestylte Frauen zeigt, die gerade dabei sind, einen Bootsbauch, der bis dahin den Namen »Eva« trug, zu bepinseln mit dem Namen »Heinz«, veranschaulichte Schmidt-Linsenhoff, wie im Medium der fotographischen Inszenierung versucht wurde, die an die Niederlage des ersten Weltkriegs geknüpften Ängste vor einer erneuten »Vermännlichung« der Frau und dem damit assoziierten Versagen der Heimatfront zu begegnen. Die Referentin führte am Beispiel der Zeitschrift »Erika« (vermutlich benannt nach dem Schreibmaschinenmodell, das, wie eine Diskussionsteilnehmerin verriet, im ersten Weltkrieg an der Front zum Einsatz gekommen war) vor, wie das Medium der Fotographie und das Fotographieren in diesem Kontext zur »kriegswichtigen« Angelegenheit avancierte, insofern es die Frau zum Bild der Heimat stilisierte. Das erfolgte nicht zuletzt in Form von Bildreportagen über die zu Hause gebliebene Frau, die mit den Verlassensängsten und -Imaginationen der Frontsoldaten spielten, sie erregten, gleichzeitig befriedeten und befriedigten. »Erika« propagierte auch im Rahmen einer Bildreportage unter dem Slogan »Jeder Soldat knipst sein Mädchen mit militärischem Scharfblick«, daß jeder Frontkämpfer sich sein eigenes Bild von der Heimat Frau – wenn auch nach vorgegebenem Muster – machen und bei sich tragen sollte. Damit trug diese Front-Zeitschrift zur Verbreitung der Amateurfotographie unter deutschen Soldaten bei, andererseits aber auch zur Neu-Konstituierung eines Ideals der Begegnung von Mann und Frau, die als Trennung inszeniert wurde. In der fotographischen Inszenierung von Front und Heimat vollzieht sich die Herstellung eines heterosexuellen Liebes- und Eheideals, das im Krieg seine optimale soziale Bedingung findet. Die als ideal dargestellte Geschlechterbeziehung basiert einerseits auf einem erotisierten Bild der Frau, das sich der in die Ferne abgezogene Mann im Augenblick der Trennung selbst macht, andererseits auf regelmäßigem Briefverkehr, wobei die zu Hause gebliebene Frau Briefe an die Front schickt, in welchen sie ihn permanent des ungetrübt guten Stands der Dinge an der Heimatfront versichert. Der letzte Knüller, den Viktoria Schmidt-Linsenhoff ihrem fasziniert folgenden Publikum bot, bezog sich auf die Bemühungen der nationalsozialistischen Medien, die Feldpost der Frauen, d.h. der Heimat, entsprechend zu »normieren« und Frauen beizubringen, daß »Vielschreiberei« zum Dienst an der Heimatfront dazugehörte. Da vielen nicht nur das Know-How, sondern zunehmend auch die Zeit fehlte, die notwendig gewesen wäre, um die richtige Anzahl von richtigen Briefen zu schreiben, wurden Jungmädelgruppen dafür mobilisiert, »Standardbriefe« für an der Front etablierte Männer zu verfassen, welche deren »Mädchen« dann nur noch unterschreiben mußten! – Möglicherweise wirkten die von Schmidt-Linsenhoff aufgezeigten Formen der Inszenierung des Geschlechterverhältnisses nicht nur – wie etwa das Bild der Frau, die ihren Mann steht – bis in die Wirtschaftswunderzeit weiter, sondern sind auch maßgeblich in geschlechtsspezifische Verhaltensnormen eingegangen, die sich unter Umständen bis heute in »unmöglichen« Begegnungen spätgeborener Söhne und Töchter von (oft verstümmelten) Frontkämpfern und (meist schreibfaulen) Dienerinnen der Heimatfront, verdoppeln.

War es die dichte Beschreibung dieses Diavortrages oder einfach nur ein zu schweres Mittagessen, das die Teilnehmerinnen eher sprachlos (- gelangweilt?) bzw. unwirsch auf die beiden abschließenden Vorträge reagieren ließ? – Oder lag es an den Grenzen der Interdisziplinarität bzw. an der begrenzten Bereitschaft oder gar Fähigkeit zu fachübergreifenden, eher theoretischen Gedankenspielen der zumindest anzahlmäßig dominierenden Historikerinnen (also auch meiner Wenigkeit), daß die Schlußdiskussion verhältnismäßig

»blaß« ausfiel? Mit Mechthild Rumpff und Beate Krais waren zwei Soziologinnen zur Endrunde angetreten. Erstere dozierte unter dem vielversprechenden Titel »Staatliches Gewaltmonopol, nationale Souveränität und Krieg« zu »einige(n) Aspekten des »männlichen« Zivilisationsprozesses«. Während ihre These von einer mit der Herausbildung des souveränen Staats einhergehenden Entfamilialisierung der Politik und Vermännlichung der Nation immerhin noch eine historisch-sachlich begründetete Relativierung erfuhr, lösten die vergleichsweise zuhörerInnenfreundlichen Ausführungen von Beate Krais über »Symbolische Gewalt im Alltag« – wie mir schien – aufgeregte Abwehrreaktionen aus. Ihr Plädoyer für eine Einführung des Begriffs der »symbolischen Gewalt« zur Bezeichung und Erklärung fortbestehender asymetrischer Geschlechterverhältnisse in Gesellschaften wie den unseren, die sich formal der Gleichberechtigung der Geschlechter verschrieben haben, stieß vor allem deswegen auf Zurückweisung, weil es sich explizit auf das Habitus-Konzept von Pierre Bourdieu berief. Es blieb (nicht nur mir) unklar, was daran so falsch oder schlimm sein soll. Vielmehr schien es, als ob mit dem (vielleicht etwas zu oft wiederholten) Namen des französischen Soziologen ein spezielles Feindbild der deutschen (historischen?) Frauenforschung heraufbeschworen worden war. Aber vielleicht waren die unüberhörbaren Ab- und Ausgrenzungsbemühungen auch einfach »nur« Bestandteil eines Rituals, mit dem sich ein Diskussionskreis, der unmittelbar vor seiner Auflösung stand, noch einmal seiner selbst vergewissern mußte. Jedenfalls schien danach nichts selbstverständlicher als das augenzwinkernde Schlußwort der Gastgeberin: »Bis nächstes Jahr, in Berlin!«

Manuela Goos